

Hobbits letzte Fragen

Herr der Ringe: Das Universum des John Ronald Reuel Tolkien

Von Hans-Georg Soldat

Einhundert Millionen Bücher – im Grunde ist eine solche Menge unvorstellbar. Doch von Tolkien sind weltweit sogar mehr als diese 100 Millionen Exemplare verkauft worden. Alleine im vergangenen Jahr wurden in England und den USA 15,2 Millionen Tolkien-Titel vertrieben. In Deutschland betrug die Auflage der alten Übersetzung des »Herrn der Ringe« (Margaret Carroux und E.M. von Freymann) fünf Millionen Exemplare und die der neuen (Wolfgang Krege) seit ihrem Erscheinen im Herbst 2000 bereits eine weitere Million.

Aber es gibt nicht nur Zahlen: Mehrere unabhängige und zum Teil sehr umfangreiche Erhebungen in Großbritannien kürten den »Herrn der Ringe« zum wichtigsten Buch des 20. Jahrhunderts. Japan, immer schon ein ungemein wichtiges »Tolkien-Land« (»Der Herr der Ringe« ist dort bereits 1965 erschienen), ja sogar China erleben zurzeit einen Tolkien-Boom. Und das, obwohl beide Länder eine völlig andere Sagentradition haben als England und die nordischen europäischen Staaten, aus deren Fundus Tolkien seine Mythen flocht. Er ist offenbar ein Phänomen der ganzen menschlichen Kultur.

Dabei ist der »Herr der Ringe« nach herkömmlichen literarischen Kriterien eher eine Zumutung. Mehr als 1000 Seiten stark, mit endlosen Gesprächen, einer ziemlich dürftigen Handlung, die sich darin erschöpft, mühselig einen Ring zu einem Feuerschlund tief in Feindesland zu tragen, um ihn dort zu vernichten. Der Ort der Handlung, Mittelerde, wird zudem bevölkert von vielen fremden Wesen: edlen Elben, handfesten Zwergen, Hobbits, Ents, Zauberern, vor allem dem guten Gandalf und dem bösen Saruman, einem Balrog, Ringgeistern, üblen Orks und Menschen, deren Motive und Handlungen einen, ge-

linde ausgedrückt, anachronistisch anmuten. Sie alle tragen sonderbare Namen, die man ständig durcheinander wirft – kurz: Tolkien ist eigentlich kein Schriftsteller, sein Werk ein ungestalter Haufen von Handlungs- und Gedankenmaterial, mit Lücken, die nie gefüllt und Erzählfäden, die irgendwann und ohne erkennbaren Grund fallen gelassen werden.

Soweit die reine Lehre.

Die Leute schert das überhaupt nicht. Sie lesen das Konvolut dennoch, viele mehrfach, sie analysieren die Handlung als studierten sie ein reales Geschichtsbuch und haben sich zu Gesellschaften zusammen getan, die akribisch die Wurzeln der Tolkienschen Schöpfungen ausfindig zu machen suchen. Kürzlich erschien in Deutschland sogar ein rund 800-seitiges Nachschlagewerk, Friedhelm Schneidewinds »Großes Tolkien-Lexikon«, das zu fast allen Begriffen in seinen Büchern Hintergrundmaterial liefert. Vor einem Monat kam im deutschen Hausverlag Tolkiens, Klett-Cotta, die Übersetzung einer veritablen philologischen Untersuchung über Tolkiens Universum heraus – verfasst von keinem Geringeren als Tom Shippey, einem Kollegen Tolkiens, früher Lehrstuhlinhaber für Mediävistik an der Universität Leeds. Zu schweigen von einigen Doktorarbeiten vor allem in den USA und natürlich dem Film – wie das Buch »Der Herr der Ringe« auf drei Teile angelegt. Der erste Teil, »Die Gefährten«, ist Publikumsrenner schlechthin und für 13 Oscars nominiert. Tolkien ist im wahren Wortsinne »Kult«. Was geht da vor?

Vielleicht könnte man zunächst ganz pauschal sagen, dass all das, was eben als Manko angeführt wurde, in den Augen der Meisten Vorzüge sind. Man kann in Mittelerde und seiner Sagenwelt spazieren gehen und die Wege auf Landkarten verfolgen, kann versuchen die Sprachen der Elben zu sprechen, nach dem Kalender der Hobbits zu leben; die zunächst so dunkel anmutenden Namen haben ihre innere Logik, die man nur ergründen muss, und die Motivation der handelnden Personen ist uns ebenfalls nur allzu vertraut, wenn man sich erst einmal auf sie einlässt – man stößt auf den Ehrenkodex der Vorzeit, der nordischen Edda, der Nibelungen, einer archaischen Welt, die wir immer

noch erkennen, weil wir aus ihr herkommen. Wie ein unbehauener Klotz liegt das Werk Tolkiens vor uns, es ist an uns, es auszuformen, genug Geschichten sind darin verborgen, die auf größere, unausgesprochene Zusammenhänge verweisen. Aber alles ist genau begründet, ist in sich schlüssig, funktioniert gewissermaßen. John Ronald Reuel Tolkien liebte das Geheimnis, er löste nicht alles auf, sondern überließ dies der Fantasie seiner Leser. Und die danken es ihm bis heute.

»In einem Loch im Boden, da lebte ein Hobbit.« Dieser Satz ist unterdessen legendär. Je nach Quelle entweder 1928 oder 1930 schrieb ihn der 1892 geborene Tolkien, seit 1925 Rawlinson- und Bosworth-Professor für Angelsächsisch in Oxford, auf ein leeres Blatt Papier, als er gerade Klausuren korrigierte. Damit begann die Erfolgsgeschichte des Autors Tolkien: »In meinem Sinn erzeugt ein Name immer eine Geschichte. Schließlich dachte ich mir, ich sollte doch lieber erst einmal herausfinden, was denn Hobbits seien.« Eine Vorgehensweise, die Methode hatte und während der ganzen Arbeit sowohl am »Kleinen Hobbit« – dem ersten der Erfolgsbücher Tolkiens – als auch am »Herrn der Ringe« von ihm eingehalten wurde.

Im aktuellen Fall erfand er, streng philologischen Regeln folgend, ein altenglisches Wort »holbytla«, »Höhlenbauer«, von dem »Hobbit« die spätere, abgeschliffene Form gewesen sein könnte. Das »Oxford English Dictionary«, an dem er mitgearbeitet hatte, lieferte ihm dann die Eigenschaften der Hobbits – einfach, indem er sich die Wörter mit »Hob« ansah: Hob, Hobble, Hobbledehoy, Hobbler, Hobby, Hobbyhorse, Hobgoblin, Hobiler, Hobit, Hoblike, Hobnail, Hobnon und Hobo. All diese Wörtern verwendete er für grundlegende Attribute der Hobbits. Nur ein Beispiel: In Hob steckt »Hügel«, Hob's Houses bezeichnen alte Hügelgräber, Hobnob ist »tratschen, miteinander trinken«, Hobo geht auf »Hoe Boy« zurück, einen wandernden Landarbeiter.

Erdverbundene, etwas bäuerische Wesen, halb so groß wie Menschen (»Halblinge«) mit behaarten Füßen – Tolkien begnügt sich nicht damit. Einer der ersten Hobbits in seiner imaginären Geschichte Mittelirdes hieß »Bucca«, was der Name eines altkornischen oder walisischen Kobolds ist. Dort läuft die Sprachentwicklung über altirisch

»Pucca« oder »Pooka«, altenglisch »Puckel« oder »Puka« zum mittelalterlichen englischen »Puck«, wie er uns im »Sommernachtstraum« von Shakespeare begegnet. Rudyard Kiplings »Puck of Pook's Hill« von 1906, der dieses Motiv kunstvoll aufgreift, hat zweifellos das Bild der Hobbits als Verkörperungen der besten Seiten des viktorianischen England stark beeinflusst; die Trauer über das allmähliche Verschwinden aller Zauberwesen aus England, ist auch die Tolkiens.

Es sind solche Bezüge, die die Lektüre auch zu einem intellektuellen Vergnügen machen. Beim »Herrn der Ringe« kommt noch einiges hinzu. Hier geht es gewissermaßen um Archetypen des Seins – um Gut und Böse, um Leben und Tod, um die Beziehung von Weisheit, Vernunft und Verstand, um Treue und Freundschaft, Liebe und Verrat, Mut und Feigheit, um den Platz im Leben und die Arroganz gegenüber dem Numinosen. Tatsächlich sind dies Themen, die die Menschheit von Anbeginn an begleitet haben, Urgrund aller Religion und Philosophie, letzte Fragen gewissermaßen – und selbst der, der sie so nicht stellen würde, erkennt unbewusst die Muster, die die Handlung bestimmen.

Während der »Kleine Hobbit« ursprünglich für Tolkiens Kinder gedacht war und 1937 mehr aus Zufall herauskam und sofort zum Bestseller wurde, entstand »Der Herr der Ringe« in der darauf folgenden Zeit explizit für Erwachsene. 17 Jahre arbeitete Tolkien daran, ehe 1954 der erste und zweite Band herauskamen, 1955 der dritte. Bis an sein Lebensende hat er bestritten, dass die Nazizeit und der zweite Weltkrieg Einfluss auf die Trilogie gehabt hätten. Unmittelbar wahrscheinlich wirklich nicht, aber Tom Shippey macht in seiner stupenden Untersuchung »J.R.R. Tolkien – Autor des Jahrhunderts« zu Recht darauf aufmerksam, dass in die Ringgeschichte sehr neuzeitliches Gedankengut eingegangen ist – etwa die erstmals 1887 von Lord Acton formulierte Sentenz: »Jede Macht korrumpiert und absolute Macht korrumpiert absolut.« Dieser Gedanke hätte in der Welt von Mitteleuropa, einem statischen Kosmos, der von der grundsätzlichen Unveränderbarkeit des menschlichen Wesens und seines Platzes in der Gesellschaft ausging, nicht gedacht werden können. Es ist durchaus kein Zufall, dass sechs Jahre vor dem »Herrn der Ringe« Orwells »Farm der Tiere« und

im selben Jahr William Goldings »Herr der Fliegen« erschien – beide gezeichnet vom Grauen des Krieges und den Untaten der Nazis. »Das Böse« erhält einen neuen Zuschnitt, es überwältigt einen schleichend, Tolkiens Ringe der Macht korrumpieren durch ihre Kraft, sie zehren allmählich buchstäblich ihre Träger auf.

Freilich stürzte das Tolkien in ein unauflösbares Dilemma, das sich als innere Spannung auch auf den Leser überträgt. Bekanntlich war Tolkien ein gläubiger Katholik, seine Freundschaft mit dem nordirisch-protestantischen Schriftsteller Clive Staples Lewis (»Jenseits des schweigenden Sterns«, »Perelandra« und »Die böse Macht«) zerbrach vor allem an religiösen Differenzen. Kern der Auseinandersetzung war genau dieser Begriff des »Bösen«.

Während die Aufklärung es als Kategorie auflösen möchte, befindet sich die katholische Kirche hier in einem Konflikt. Ähnlich Boëthius (um 480 bis 525) vertritt sie die Meinung, das Böse sei etwas Nichtiges, sei Abwesenheit; Augustinus greift das auf, wenn er wörtlich vom Bösen als einer »Beraubung,« einem »Mangel des Guten« spricht. Dazu passt die Verurteilung des Manichäismus als Häresie, da er die Existenz einer bösen Macht (Ahriman) als Widersacher des »Lichtkönigs« annimmt.

Ohne uns hier all zu tief in den Feinheiten einer sehr grundsätzlichen Debatte zu verlieren (was ist dann etwa der Teufel?): Tolkien sah sich außerstande – gerade angesichts der Nazizeit – die offiziöse Lehrmeinung ohne Abstriche zu übernehmen. Doch ein rein dualistisches, häretisches Weltbild zwischen gleichberechtigtem »Gut« und »Böse« widerstrebt seinem Glauben ebenfalls.

Es ist ein Verdienst Tom Shippeys, das schillernde Wechselspiel beider Auffassungen genauer herausgearbeitet zu haben. Zwar scheint auf den ersten Blick völlig unstrittig, dass der Gegensatz zwischen einem guten und einem unabänderlich bösen Prinzip die Handlung im »Herrn der Ringe« vorwärts treibt, doch eine genauere Betrachtung zeigt die Risse dieser manichäischen Auffassung von Welt, in die etwa die menschliche Freiheit, selbst über Gut und Böse zu entscheiden, einfließt. Die Ringgeister, die schreckerregenden Nazgûl, sind Darstellun-

gen des abwesenden Guten, von den Ringen völlig aufgesogene Wesen, Gestalt gewordene Leere, halbkörperliches Nichts. Ihr Antipode, der Hobbit und Ringträger »Frodo«, ist dagegen in einem Maße christlich grundiert, wie man das auf den ersten Blick gar nicht vermuten möchte.

Das beginnt mit dem Namen. Ein Froda (im Altnordischen endeten männliche Namen auf »a«) taucht im »Beowulf« auf, dem bedeutendsten Zeugnis altenglischer Literatur, das Tolkien stark beschäftigte. Dort ist von Ingeld als Frodas glücklichem Sohn die Rede. Froda, gleich bedeutend mit Frothi, heißt »der Weise«. Er war ein Zeitgenosse Christi; während seiner Herrschaft gab es »keine Morde, Kriege, Diebereien oder Raubzüge«, wie Shippey unter Berufung auf Saxo Grammaticus und Snorri Sturluson schreibt. Frothi war ein Friedensfürst. Doch er wurde vergessen, während sein Sohn Ingeld, ein Haudrauf übler Sorte, bis heute in der Sage weiterlebt.

Die Parallele ist augenfällig, denn auch den Schmerzensmann Frodo trifft dieses Los. »Sam tat es weh zu bemerken, wie wenig Ehre man dem Ringträger in seiner Heimat erwies.« Zu ungewohnt war offenbar der verzeihende Pazifismus, den Frodo nach seiner Passion entwickelte, zu still sein Wirken. Die Hobbits bemerken kaum, dass er zusammen mit den Elben Mittelerde verlässt und in den fernen Westen aufbricht, in die Gefilde der Seligen. Tolkien geht bis an die Grenzen der Blasphemie, wenn er den 25. März zum Jahresbeginn des neuen, sog. Vierten Zeitalters Mittelerdes macht, den Tag, an dem der Ring der Macht, dank Frodo, endgültig zerstört wurde. Es ist nach der alten englischen Tradition das Datum der Kreuzigung, des ersten Karfreitags. Ein wagemutiges Gleichnis, und dazu passt, dass der Tag, an dem die Gefährten zu ihrer schweren Mission aufbrechen der 25. Dezember ist, Weihnachten.

Es gäbe noch viel in dieser Richtung anzumerken, zur Herkunft und Bedeutung der »Ents«, der »Orks«, oder der Zwergennamen, die aus dem Zwergenkatalog der Edda stammen. Die Heldin Eowyn (»Jungfrau von Rohan«) hat ein Vorbild in der Brynhild des »Kurzen Sigurdlieds« (einem anonymen Lied der Edda, niedergeschrieben im 11. bzw. 12. Jahrhundert), das erstmals autonome Gefühle einer Frau wiedergibt.

Wahrscheinlich müsste man dem Frauenbild bei Tolkien noch ein gesondertes Kapitel einräumen, doch es wird schon umrissen, wenn man seine Weltanschauung – die sich immer auf die Vorzeit bezieht – genauer analysiert. Sempel ausgedrückt ist es ritterlich-aristokratisch, anti-intellektuell, denn der Verstand wird besonders rasch vom »Bösen« korrumpiert; es ist kreationistisch, kennt also keine Evolution (die feindlichen Orks, immerhin intelligent, werden »gezüchtet« wie Tiere) und ist so absolut maschinen- und technikfeindlich, als wolle es eine Illustration für Charles Percy Snows bis heute weiterwirkende These sein, naturwissenschaftliche und humanistische Kultur ständen einander antagonistisch gegenüber (»The two cultures and the scientific revolution«, 1959). Woher kommt dieses Bild?

Sonderbarerweise ist darüber in der ganzen umfangreichen Literatur – soweit überblickbar – nichts zu finden. Nahe liegt die Vermutung, hier habe als Vorbild die Romantik eine Rolle gespielt, doch die Lösung ist wohl einfacher. In Tolkiens Jugendjahren war die englische »Arts and Crafts«-Bewegung von William Morris und seinen Mitstreitern noch ungemein wirksam; zur gleichen Zeit wurde allmählich der Jugendstil mit Arthur Heygate Mackmurdo und natürlich Aubrey Beardsley tonangebend. Mackmurdo gab damals interessanterweise die Zeitschrift »The Hobby Horse« heraus. Morris übersetzte isländische Sagen. [Zusammen mit Edward Burne-Jones illustrierte er 1897 die Wälsungen-Sage.] Er veröffentlichte 1876 eine eigene Dichtung, die auf der Wälsungen-Saga fußte und illustrierte sie zusammen mit Edward Burne-Jones 1897 für eine einflussreiche Prachtausgabe.

In der »Arts and Crafts«-Bewegung und im englischen Jugendstil findet man alle Topoi Tolkiens ausgeformt: von Äußerlichkeiten wie der eigentümlichen Symmetrie der Bauten über die leicht morbide Dekadenz des Fin de siècle, das überzeugt war vom kommenden Niedergang der Werte, dem Abstieg zu einer minderen Menschheit; bis hin zur elegischen Wiederentdeckung des Mittelalters als letzter heiler Welt mit ihren Ehrvorstellungen. Beide Kunstrichtungen sind naturliebend, haben wuchernde florale Formen, kennen die unirdisch schönen Hohen Frauen, die sich in luftigen Hainen ergehen, sich mit Edelstei-

nen zieren und mit raffiniert-einfachen Schmuckstücken, wie sie ähnlich Archibald Knox um die Jahrhundertwende entwarf. Charles Robinsons 1908 entstandenen, melancholischen Illustrationen zu »Alice in Wonderland« von Lewis Carroll – der ja ebenfalls auf die Sprache setzte und, nebenbei, den Wechsel von Lyrik bzw. Lied und Prosa pflegte – haben eine ganze Generation geprägt, auch Tolkien. Beide Kunstbewegungen waren technik- und maschinenfeindlich, misstrauten dem Intellekt und versuchten das gesamte Leben zu umfassen. Nur als Arabeske sei angemerkt, dass Beardsley in seinen letzten Lebensjahren zum Katholizismus konvertierte. Tolkien hat sich von diesen Einflüssen offenbar nie lösen können, obwohl er zweifellos sah, dass ihre Grundlagen allmählich obsolet wurden.

So ist es auch kein Wunder, dass der »Herr der Ringe« durchwoben ist von unnennbarer Trauer. Der Sieg über Sauron, den Bösen, läutet zugleich den Niedergang der Elben ein – und den Aufstieg der Menschen. »Die Werke der Menschen werden uns überdauern«, sagt im »Herrn der Ringe« der Elb Legolas zu Gimli, dem Zwerg. »Und doch wird nichts dabei herauskommen, denke ich, als lauter Hätte-sein-können«, antwortet der.

Wahrscheinlich war dieser existenzielle Pessimismus die Grundüberzeugung des John Ronald Reuel Tolkien. Und vielleicht liegt darin die fortwährende Faszination seiner mythischen Welt.

Tom Shippey: »J.R.R. Tolkien – Autor des Jahrhunderts«. Aus dem Englischen von Wolfgang Krege. Verlag Klett-Cotta, Stuttgart 2002. 396 Seiten, 25 €

Friedhelm Schneidewind: »Das große Tolkien-Lexikon«. Lexikon Imprint Verlag, Berlin 2001. 829 Seiten, 25,90 €